Die AMERIKANISCHEN SAMARITER in OPPELN

Bei der ersten amerikanischen Aerzte-Expedition.

Von **Arthur G. Abrecht.**

Die Deutsch-Amerikaner haben im Weltkriege eine beispiellose Hilfsbereitschaft der alten Heimat gegenüber an den Tag gelegt. Was sie alles getan, in wievielerlei Arten sie beigesteuert haben zu den Hilfs- und Liebeswerken, das weiß man drüben besser, als hier. Das füllt mit stolzer Schrift geschriebene Blätter der neuen Geschichte deutsch-amerikanischen Lebens. Neben den Sammlungen für allgemeine Hilfszwecke, für die Krieger-Witwen und -Waisen, für Kriegskrüppel, für das Rote Kreuz und so fort, sind allüberall auch Sondersammlungen veranstaltet worden, deren Erlös einem genau definierten, eng umrissenen Zweck zu dienen bestimmt war. Wer nun sein Scherflein, sei es groß oder klein, in die allgemeine Spende gegeben hat, der weiß ja wohl, daß auch s e i n Geld mit dazu beiträgt, Schäden des Krieges gutzumachen, Schmerzen zu lindern und Wunden zu heilen, aber seine Opferfreudigkeit trägt ihren Dank in sich selbst, indem sie ihm das stolze und frohe Bewußtsein gibt, ein mithelfender Menschenfreund gewesen zu sein, der, einerlei, welche Verwendung seine Gabe auch finden oder gefunden haben mag, an diesem Bewußtsein genug hat. Anders ist es mit denen, die ihre Spende einem Sonderzweck zugewandt haben. Ihr Geld ist nicht in den großen, allheilenden Strom geflossen, der, vom Herzen ausgehend, wie das Blut in seinem Kreislauf, sich dem ganzen Organismus der Kriegshilfe mitteilt und in den feinsten Aederchen pulsiert und ihnen neues Leben zuträgt, ohne daß man feststellen vermöchte, woher die lebensspendende Welle gekommen ist. Der Spender einer Sondergabe verfolgt einen ganz bestimmten Zweck, und er möchte wissen, ja, er hat ein Recht darauf, zu erfahren, was seine Hilfe Gutes gewirkt hat.

Solchem Wunsch ist es wohl zuzuschreiben, daß auch die Sonder-Sammlungen drüben in Amerika neben den allgemeinen so großen Erfolg hatten. Eines der schönsten Kapitel in der Chronik der deutsch-amerikanischen Kriegshilfe bildet die Ausrüstung und Herübersendung amerikanischer Aerzte-Expeditionen. Edelster Regung entkeimt, befruchtet durch einen Sinn fürs praktische, setzte sich in dieser Bewegung die Opferfreudigkeit des Deutsch-Amerikaners unmittelbar in die Tat um, und von all den großzügigen, vornehmen Hilfs-Aktionen ist keine in so direkte Berührung mit dem Kriege selbst getreten, wie gerade diese. Wenn man irgendwo vom Dollar oder Dime des Deutsch-Amerikaners behaupten kann, daß er Kriegsschäden gutgemacht, Schmerzen gelindert, Wunden geschlossen hat, so ist es hier. Hier galt es direktestes Eingreifen der in den Vereinigten Staaten weilenden Volksgenossen durch die Hand des Chirurgen, die durch den Willen und Wunsch der Geber in Bewegung gesetzt wurde. Damit soll nicht etwa eine auch nur im Entferntesten geringere Bewertung all der ungezählten, so rühmenswerten Hilfsaktionen ausgesprochen, sondern nur eine offenkundige Tatsache festgestellt werden. Es werden ja von den Geldsammlungen der Deutsch-Amerikaner manche eine nachhaltigere Wirkung ausüben, als die für die Aerzte-Expeditionen veranstalteten — es sei hier nur an die Ostpreußen-Hilfe erinnert, deren Resultate nach Menschenaltern noch sichtbar sein werden — aber eine unmittelbarere, direktere Wirkung als Heilfaktor übt keine aus.

Aerzte und Granaten.

Auch von einem anderen Gesichtspunkte aus kann man die Entsendung der amerikanischen Samariter in die Länder des Krieges als eine der edelsten Taten ansprechen. Es mag so manchen Deutsch-Amerikaner zu dem Entschlusse, auch dieser Sammlung seine Hilfe angedeihen zu lassen, die Erwägung geführt haben, daß gerade aus dem Lande, das den Feinden Deutschland' Oesterreich-Ungarns und ihrer Verbündeten Waffen und Munition für den Vernichtungskampf schickt, auch Hilfe kommen sollte, um die von diesen [illegible]pfmitteln verursachten Schäden wenigstens zumteil wieder gut zu machen. Das [illegible] ein Moment, [illegible] der Beachtung wert [illegible]. Und sein lebenlang wird der Deutsch-Amerikaner mit Stolz zu vielen, die sich ohne Bindestrich schreiben, sagen: „Ihr habt Deutschlands Feinden Granaten gesandt, wir aber sandten der alten Heimat Heilkünstler, die von Eurem Geschoß Niedergemähten wieder aufzurichten." Das ist ein erhebendes Bewußtsein, das allein reichlich für al[le] Opfer entschädigt.

Im vorigen Sommer ging der Ruf durch die deutsch-amerikanische Presse an die Volksgenossen, beizusteuern zur Ausrüstung von Aerzte- und Krankenpfleger-Expeditionen nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Der Gedanke, wachgehalten durch eine unermüdliche und zielbewußte Agitation, fand freudige Zustimmung und willige Helfer, und bereits im August waren genügend Gelder eingelaufen, um der Verwirklichung des ersten Schrittes, dem weitere folgen sollten, näher treten zu können. Am 9. September traten vier amerikanische Chirurgen, Dr. Hermann Fischer, Chef einer chirurgischen Abteilung des Deutschen Hospitals in New York; Dr. Louis Brooks, Dr. Joseph King und Dr. J. L. Mathesheimer, begleitet von den Pflegerinnen Frl. Elise Emma Düensing, Frl. Marie E. Hoffmann, Frl. Anna Anita Jansen und Frl. M[illegible] Louise Lorenz, auf dem standinavischen Dampfer „Oscar II." die Reise nach Europa an. Damit war der erste Teil der Arbeit, die das „Aerzte-Komitee" unternommen hatte, getan, einer Arbeit, die unentwegt fortgesetzt wurde, sodaß schon bald darauf eine zweite und dritte Expedition nach Deutschland entsandt werden konnten.

Ueber das Wirken der amerikanischen Samariter im Kriege, die, der Verabredung gemäß, nicht an die ausschließlich deutschen Aerzten vorbehaltenen Kampffront kommen, sondern einem Reservelazarett zugewiesen werden sollten, ist drüben bisher wenig bekannt geworden. Die Aerzte haben gleich bei ihrem Eintreffen eine so gewaltige Fülle von Arbeit auf ihre Schultern genommen und haben seit dem ersten Tage so viel zu tun gehabt, daß keiner die Zeit und Sammlung fand, ausführlichen Bericht zu erstatten. Dr. Fischer, der leitende Arzt, hat wohl einige kurze Briefe an das Komitee geschrieben, die vielleicht sogar drüben angekommen sind, aber zu einem eingehenden Rapport über das hier von ihm, seinen Kollegen und seinen Helferinnen Geleistete wird er erst nach seiner auf April anberaumten Rückkehr kommen. Ich bin gestern von einem Besuch bei den amerikanischen Aerzten in Oppeln nach Berlin zurückgekehrt und will versuchen, so gut es der Laie vermag, ein Bild von der Tätigkeit der amerikanischen Heilkünstler und ihrem Wirkungskreis zu geben.

Ueber Berlin nach Oppeln.

Ueber den unfreiwilligen viertägigen Aufenthalt Dr. Fischers in England ist man ja in Amerika unterrichtet. Die Engländer zweifelten die Echtheit seiner Pässe an, und es bedurfte vielen Telegraphierens zwischen England und den Vereinigten Staaten, um den Arzt frei zu bekommen.

Seitdem sind keinem Mitgliede einer Expedition des „Amerikanischen Aerzte-Expeditions-Komitees" mehr von den Behörden der Entente-Länder Schwierigkeiten gemacht worden. Die Aerzte, die in England festgehalten wurden, sind deutsche Untertanen, die mit diesen Expeditionen nichts zu tun haben, während die Aerzte des Komitees durchweg Amerikaner sind.

Die Reisegesellschaft kam am 27. September in Berlin an, und Dr. Fischer stellte seine Expedition dem amerikanischen Botschafter in Berlin und durch diesen dem Kriegsministerium zur Verfügung. Nach eingehender Beratung kam man zu dem Entschluß, die amerikanischen Aerzte und Krankenschwestern zur Verfügung des Sanitätsamtes in Breslau zu stellen. Nach einigen Tagen Aufenthalts in dieser schlesischen Stadt erhielten die Amerikaner die Weisung, die Leitung des in der katholischen Volksschule in der Malapaner Straße in Oppeln untergebrachten Reservelazaretts zu übernehmen. Hier traf die Expedition am 11. Oktober ein und wurde, wie Dr. Fischer bereits kurz nach Amerika berichtet hat, von dem Chefarzt der Oppelner Reservelazarette, Sanitätsrat Dr. Methner, mit großer Liebenswürdigkeit empfangen.

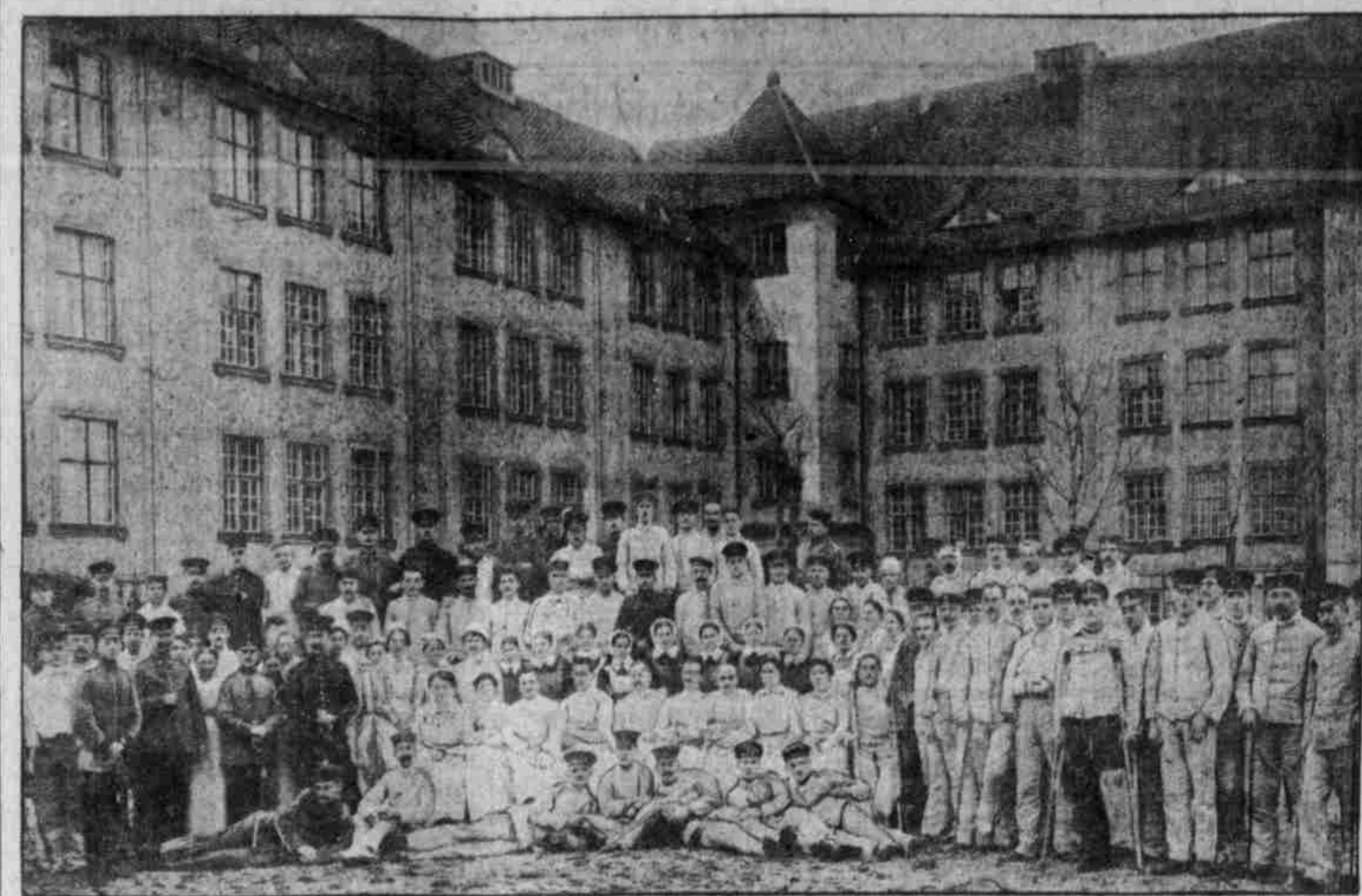
Das Reservelazarett Oppeln besteht aus dreizehn verschiedenen Abteilungen, die zusammen ungefähr 1800 Betten enthalten. Jede Abteilung ist in einem besonderen Gebäude untergebracht, und die Anzahl der Betten in jeder ist verschieden. Die amerikanische Abteilung ist mit 300 Betten die größte. Das Lazarett war bis dahin für Leichtverwundete bestimmt gewesen, vom Eintreffen der amerikanischen Expedition an jedoch wurde es ausschließlich für Schwerverwundete gebraucht, deren Gebrechen in das Spezialfach der amerikanischen Chirurgen, Knochen- und Nerven-Chirurgie, gehörten.

Während an den Kampffronten die Feld- und Kriegslazarette mit Aerzten reich versehen sind, muß man in nicht wenigen Reservelazaretten von einer Ueberbürdung der Aerzte sprechen, oder aber es können diese Lazarette wegen der Aerzteknappheit nicht voll ausgenutzt werden. So lagen in der katholischen Volksschule in Oppeln beim Eintreffen der Amerikaner nur hundert Patienten — nur hundert von den dreihundert Betten waren besetzt, und zur Behandlung der Verwundeten waren nur zwei Aerzte vorhanden. Erfahrungsgemäß können vier Aerzte dreihundert Patienten weit besser versehen, als zwei Doktoren hunderte Verwundete zu versehen imstande sind.

Die ersten Patienten.

Schon am zweiten Tage nach ihrer Ankunft in Oppeln wurde die amerikanische Aerzte-Expedition telefonisch von der bevorstehenden Ankunft eines Lazarettzuges mit 200 Schwerverwundeten aus Brest-Litowsk benachrichtigt. Die kamen direkt aus einem der Kriegslazarette der Etappe, dicht hinter der Front. Um sechs Uhr morgens fing man mit der Ueberführung der Verwundeten nach dem Schulhause an, und nach neunzehnstündiger Arbeit waren die am schwersten Verletzten soweit versorgt, daß die Aerzte am nächsten Tage, dem 15. Oktober, mit dem Operieren beginnen konnten.

Das Lazarett war, wie erwähnt, vordem nicht für Schwerverwundete eingerichtet; das Instrumentarium war daher klein und dürftig, — man kann sich vorstellen, mit welcher Sehnsucht die Aerzte das Eintreffen ihrer amerikanischen Ausrüstung erwarteten, hatten sie doch von drüben so ziemlich alles mitgebracht, dessen der Wundarzt zum operativen Eingriff bedarf: Instrumente und Verbandzeug, Bandagen und Gummihandschuhe — ja selbst einen eigens für die Expedition in New York konstruierten, eben fertiggestellten Operationstisch, der sich, das sage ich gleich, ganz hervorragend bewährt hat. Nur vier Kisten mit Gummiwaren hatten von der prächtigen amerikanischen Ausrüstung in New York zurückbleiben müssen, da die britische Botschaft in Washington die Ausfuhr von Gummiartikeln nach Deutschland nicht gestattete. In dieser Hinsicht ist übrigens die erste Expedition viel besser davongekommen als die zweite. Sie bekam ihre Ausrüstung, wenn auch mit Verspätung, während die britische Erlaubnis für die Beförderung der Sachen der zweiten Expedition so lange auf sich warten ließ, daß diese Expedition sich ihre Ausrüstung in Deutschland anschaffen mußte. Inzwischen ist jedoch auch diese Ausrüstung eingetroffen und der dritten Expedition, der unter Leitung des Chicagoer Professors Dr. Richter stehenden, überwiesen worden. Eine dritte Ausrüstung, größer noch als die beiden ersten, und zur Ergänzung der aufgebrauchten Materialien aller drei Expeditionen bestimmt, ist unterwegs.



IM HOF DES LAZARETTS

Am 21. Oktober erhielt Dr. Fischer die Nachricht aus Rotterdam, daß die Instrumente usw. glücklich dort angelangt und bereits auf dem Wege nach Deutschland seien. Um aber inzwischen den Bestand an chirurgischem Handwerkszeug wenigstens auf das Minimum des Erforderlichen zu bringen, tat Dr. Fischer einen tiefen Griff in die amerikanische Reisekasse und kaufte das Nötigste in Breslau ein, darunter Glassachen, Verbandtische und anderes mehr. Auch beschaffte er eine Röntgen-Einrichtung, die wohl der teuerste und neben dem Können der Aerzte wertvollste Besitz der amerikanischen Expedition, aber auch das unentbehrlichste Stück der Einrichtung eines Lazaretts zur modernen Behandlung von Knochenbrüchen u. dergl. ist, und mit deren Installierung das Amerikaner-Lazarett in Oppeln das b e s t e i n g e r i c h t e t e in ganz Schlesien wurde.

Am Lazarett.

Als ich frühmorgens nach Oppeln kam — ich war die Nacht durch von Berlin hergefahren — wandte ich mich auf dem Bahnhof an einen biederen „Schlesinger" um Auskunft nach der Adresse des Reservelazaretts. Das sei im Gymnasium, erklärte er, und das sei da und da. Also pilgerte ich nach dem Gymnasium. Ein Soldat stand vor dem Gartentor. Jawohl, das sei das Reservelazarett, aber einen Doktor Fischer oder Brooks, King oder Mathesheimer gebe es hier nicht. Nein, ganz bestimmt nicht, er müsse das doch wissen. Wo denn dann die amerikanischen Aerzte seien? Ja so, dahin wollen Sie? Da müssen Sie nach der Schule Drei Fünf, wissen Sie, wo das ist? Ich war in meinem Leben nie in Oppeln gewesen, gedenke die Visite auch nicht so bald zu wiederholen; denn, wie man mir später erklärte, entweder wird man in Oppeln in ganz kurzer Zeit ein reicher Mann, oder aber man zieht sich die unter dem Namen Delirium tremens bekannte und mit Recht gefürchtete Krankheit zu, und da ich keine Anlagen zum Reichwerden habe, dürfte ich die zweite Eventualität erwarten — wie sollte ich wissen, wo Schule Drei Fünf gelegen ist! Die sei in der Malapanerstraße, ganz weit draußen. Und dann folgte eine umständliche Explikation des einzuschlagenden Weges.

„Ganz weit dr[außen]", an der äußersten Peripherie der Stadt, steht ein mächtiges, massiges, graues Gebäude modernster Bauart, das mit der Gleichförmigkeit der Anordnung seiner Fenster schon von weitem sich als Schulhaus zu erkennen gibt. Es ist dort die katholische Knabenschule Nmo. Drei und die Mädchenschule No. Fünf untergebracht, daher der eigentümliche Doppelname. Das imposante Gebäude hat die Form eines lateinischen L. und mit seinen fast übermäßig breiten Treppen, seinen geräumigen Gängen, seinen 24 außerordentlich hohen, hell erleuchteten Schulzimmern, seinen Hörsälen, seiner Kochschule und all dem anderen Zubehör ist es wie geschaffen für den Zweck, dem es jetzt im Kriege dient.

Es war kurz nach 8 Uhr morgens, und Dr. Fischer wurde jeden Augenblick im Lazarett erwartet. In Begleitung eines Soldaten machte ich mich auf den Weg nach dem Hotel in der Stadt, in dem der Arzt mit seiner Familie Quartier bezogen hat, und während ich eben dabei war, dem Portier zur Anmeldung meine Karte einzuhändigen, kam Dr. Fische[r] die Treppe herab. Eine kleine Weile später schritt ich zum zweiten Male die breite Schulhaustreppe hinan, und mit dem leitenden Arzt als liebenswürdigem Führer machte ich einen Rundgang durch die Räume.

Er führte mich zuvörderst in das photografische Atelier, das durch Abwandung der Ecke eines Korridors gewonnen wurde, und zeigte mir Röntgen-Aufnahmen von seinen Patienten, damit ich einen, wenn auch flüchtigen, so doch zum Verständnis dessen, was hier im Hause vorgeht, unerläßlichen Einblick erhielte in die Art der Verletzungen, die hier behandelt werden. Später habe ich dann die Patienten, von denen die Aufnahmen stammten, selbst gesehen. Habe mich selbst mit wahrer Freude davon überzeugt, welch inniges Vertrauen sie zum Worte des Arztes haben, der ihnen versichert, zum so und sovielten Male versichert, daß „alles wieder gut werden wird", wenn jetzt auch der [illegible] Knochen noch im [illegible] schlottert und das steife Knie sich nicht beugen will. Nur Geduld müssen sie haben, endlose Geduld — gerade so wie der Arzt.

Dr. Fischer über seine Patienten.

„Es ist eine wahre Freude, die ärztliche Kunst an solchem Material erproben zu dürfen", erklärte mir Dr. Fischer, als wir eben aus einem Krankenzimmer traten. „Und es ist erstaunlich, wie rasch selbst bei diesen furchtbaren Zertrümmerungen von Knochen die Natur nachhilft und heilt. Das kommt daher, daß der Gesundheitszustand der Leute ganz vorzüglich ist. Ihnen fehlt nichts, sie haben keinerlei Krankheit, nur die Verletzung. Sobald die Gefahr der Infektion beseitigt oder, wenn bereits eine stattgefunden hat, diese selbst behoben ist, macht der Heilprozeß rapide Fortschritte. Freilich müssen die Leute Geduld haben, denn nicht selten beginnt die eigentliche Kur erst in dem Augenblick, wo der Patient glaubt, daß jetzt glücklich alles überstanden ist.

Dr. Fischer zeigte mir die Röntgen-Aufnahme eines total zerschossenen Oberschenkels. „Sehen Sie zum Beispiel hier, wie dieser Knochen in tausend Splitter zerschlagen und zerborsten ist. Sie können sich wohl vorstellen, wie lange es dauert, bis man hier auch nur den ersten Eingriff wagen kann, und eine wie lange Zeit jeweils zwischen den folgenden verstreichen muß. Wenn wir so einem Menschen nun ein Stück aus dem Schienbein herausholen und daraus eine Verbindung zwischen den beiden Stücken des Schenkelknochens herstellen, das dauert eine ordentliche Weile, bis da alles in Ordnung ist. So komplette Zertrümmerungen, wie Sie hier eine sehen, werden von den Soldaten immer auf „Explosionsgeschosse" zurückgeführt." Schließlich erfuhr ich, daß es sich um russische Geschosse handelte, die im Bleikern eine mit irgendeinem Sprengstoff geladene Höhlung hatten. Früher sollen derartige Geschosse auf dem östlichen Kriegsschauplatz, von dem alle unsere Verwundeten kommen, in großen Mengen verwendet worden sein. Man kam hinter die Ursache dieser entsetzlichen Verletzungen erst, als eines Tages einem Soldaten, der aus einem russischen Infanteriegeschoß den Bleikern herausschälen wollte, das Ding in der Hand explodierte und ihm beide Hände verstümmelte. In der letzten Zeit sollen diese Geschosse nur noch selten gefunden worden sein.

„Seine Jungens".

Wie freundschaftlich, ja herzlich die Beziehungen zwischen den Verwundeten und den amerikanischen Aerzten sind, davon habe ich mich auf dem Rundgang selbst überzeugt. Dr. Fischer hat eine gewinnende Art, die Leute zu behandeln, er streichelt ihnen mit seiner milden Hand, die doch so furchtbar weh tun kann und so energisch einzugreifen vermag, wenn es sich um die Rettung eines Menschengliedes handelt, die Wangen, und für Jeden hat er ein freundliches Wort.

„Na Paschke", sprach er einen seiner Schutzbefohlenen an, der ihm auf Krücken entgegenhumpelte und ihm die Rechte darbot, „wann gehen wir denn zum Tanz? Sehen Sie sich dieses Unglückswurm von einem Menschen an," wandte er sich mir zu, „w[illegible] der uns zu schaffen gemacht! W[illegible] Sie, daß unser Doktor King tage- und nächtelang nicht vom Bette dieses Galgenstricks gewichen ist, weil er partout nicht auf die Behandlung reagieren und unbedingt uns ein Schnippchen schlagen wollte. Das hat er natürlich aus reiner Dickköpfigkeit getan. Aber wir haben doch härtere Schädel als er, und jetzt sieht er ein, daß es doch nicht unbedingt nötig ist, mit zweiundzwanzig Jahren abzukratzen, auch wenn man ein bißchen humpelnd durch's Leben gehen und wegen des bißchen Steife im Bein darauf verzichten muß, Akrobat zu werden.

„Und den dort, den Martin, sehen Sie sich den an." Martin kam schmunzelnd aus der Ecke der Stube. „Sieht er nicht prächtig aus? Er hat zwar nur ein halbes Gesicht, dafür aber ist das umso schöner. Und mit dem steifen Arm, das wird auch wieder werden. Den stellen wir später einmal so, im rechten Winkel zum Körper, und wenn dann die Versteifung im Schultergelenk eingetreten ist, dann macht Freund Martin alle Bewegungen, die er früher aus dem Gelenk gemacht, mit dem Schulterblatt, und er wird seinen Arm so gut gebrauchen können, wie irgend einer. Gelt, da lachen Sie mit Ihrem halben Gesicht. Das freut Sie. Aber Sie können sich darauf verlassen, daß es genau so wird, wie ich Ihnen sage."

So ging es da und dort und überall. Der Arzt trat an ein Bett, schaute sich die auf einem Täfelchen am Kopfende verzeichnete Temperaturkurve an, erkundigte sich bei der Schwester nach diesem und jenem, ließ sich wohl auch einmal eine Wunde zeigen, die beim modernen Verband stets zur Drainage oder Behandlung freibleibt — und keines seiner Schutzbefohlenen Lager verließ er, ohne dem Patienten ein aufmunterndes Wort zugerufen zu haben, das nie verfehlte, auch auf dem bleichsten, hohläugigsten Gesicht ein dankbares Lächeln hervorzuzaubern.

Gute Erfolge.

Der Operationssaal war früher die kleine Aula des Schulhauses. Er hat zwar kein Oberlicht, doch hat er sehr hohe Fenster an zwei Seiten und erfüllt seinen Zweck vollständig. Hier zeigte mir Dr. Fischer den Sandford'schen Operationstisch, für den er nicht genug Worte des Lobes finden konnte. Die Röntgeneinrichtung zeigte er mir, er führte mich in das Aerztezimmer, in dm Dr. King als einziger im Lazarett selbst wohnender Arzt sein Quartier aufgeschlagen hat, und in dem sich auch das Bureau befindet. Die Schreiberstelle versieht ein der Stenographie und Maschinenschrift mächtiger Lehrer — in Feldgrau natürlich.

Zur Zeit befinden sich 241 Verwundete im Lazarett. Die Höchstzahl, die unmittelbar nach Eintreffen der Expedition erreicht wurde, betrug etwas über 300. Im Durchschnitt waren jeweils 280 ärztlicher Hilfe Bedürftige in Behandlung der amerikanischen Chirurgen. In jedem der 24 Zimmer sind zehn bis 14 Betten. Seit dem 11. Oktober, als die Aerzte dort ihre Praxis aufnahmen, sind nur fünf Verwundete mit dem Tode abgegangen, während insgesamt sechshundert Patienten behandelt worden sind. Die Zahl der Fälle mit letalem Ausgang beträgt also noch nicht ein Prozent. Die meisten in Oppeln behandelten Fälle waren Glieder- oder Kopfverletzungen, seltener waren die Patienten mit Bauchwunden.

Am 15. Oktober begannen die Amerikaner mit der operativen Tätigkeit, und seitdem haben sie 289 größere und eine Unmenge kleinerer Operationen vorgenommen. Dabei sind insgesamt nur vier Beinamputationen vorgenommen worden, und in zahllosen Fällen, in denen man früher ohne jegliches Bedenken zur Lostrennung der verletzten Extremitäten geschritten wäre, ist es der so erstaunlich fortgeschrittenen Kunst der Chirurgen gelungen, den Verwundeten die Glieder nicht nur erhalten, sondern auch gebrauchsfähig zu machen, wenn auch, was ja schließlich selbstverständlich, die Gebrauchsfähigkeit gewissen Einschränkungen unterworfen sein wird. Dafür, daß die Aerzte sich zu den Amputationen erst entschlossen, als sie erkannten, daß anders überhaupt keine Rettungsmöglichkeit mehr war, spricht die Tatsache, daß von den vier Amputierten drei gestorben sind. Diese drei sind mit in die vorerwähnte Gesamtzahl der fünf Todesfälle einbegriffen. Es waren dies von vornherein hoffnungslose Fälle, bei denen man als letzte Zuflucht zur Amputation schritt.

Außerordentlich groß ist die Zahl der Re-Amputationen gewesen, namentlich in Fällen von Beinverlust, wo von den Knochen der Beinstummeln noch ein Stück abgenommen werden mußte, um eine fleischig-elastische Unterfütterung des Knochenstumpfes zu erzielen, so daß das künstliche Ersatzglied, die Prothese, dem Beinstummel gehörig angepaßt werden kann.

Die Heilkünstler lernen.

Verhältnismäßig ansehnlich war auch die Anzahl der von den amerikanischen Chirurgen in den ersten vier Monaten ihrer Oppelner Tätigkeit vorgenommenen Nerven-Operationen — das Zusammennähen zerrissener Nerven. „Nicht weniger als zwölf solcher Operationen haben wir erfolgreich durchgeführt," erklärte Dr. Fischer. „Was das auch für uns bedeutet, können Sie daran ermessen, daß ich früher vielleicht in fünfzehn Jahren zu einer einzigen solchen Operation gekommen bin. Jawohl, wir haben hier viel gearbeitet, und ich darf sagen, wir haben vielen geholfen, aber wir haben auch viel gelernt, mehr als wir sonst in unserem ganzen Leben gelernt haben würden. Wir haben hier auch die für den Chirurgen so seltene Gelegenheit gehabt, sämtliche Stadien von Heilungsprozessen genau zu verfolgen, denn es sind von dem ersten Transport, der am 13. Oktober hier eintraf und 210 Mann stark war, noch jetzt etliche sechzig Mann hier in unserer Behandlung. Die anderen sind entweder in Rekonvaleszenten-Heimen, oder aber bereits in Schulen, wo sie in einem neuen Beruf ausgebildet werden. Viele befinden sich auch in medico-mechanischen Anstalten. Wir selbst haben hier eine kleine medico-mechanische Abteilung mit Zander- und Heißluft-Apparaten, aber ihre Zahl ist nur gering. Wenn ein Verwundeter erst einmal so weit ist, daß er gründlicher medico-mechanischer Nachbehandlung bedarf, dann kann er eine der vielen dafür eingerichteten Spezialanstalten aufsuchen, und kann hier einem anderen Platz machen, der unserer Behandlung mehr bedarf, als er.

„Zur Zeit haben wir es bedeutend leichter, als sonst, und die Zahl der täglich anzulegenden Verbände, die sonst nie unter 50 heruntergegangen ist, beträgt momentan nicht mehr als dreißig. Da wir gerade von Verbänden sprechen, möchte ich bemerken, daß sowohl mir selbst, wie meinen Kollegen die Art der auf den Verbandplätzen an der Front in den Feldlazaretten wie in den Kriegslazaretten in den Etappen angelegten Verbände außerordentlich imponiert hat. Wenn man bedenkt, wie sich am Kampfplatz die Arbeit der Chirurgen oft auf ein paar Stunden zusammendrängt, wie wenig Zeit dort die Kollegen haben, sich dem Einzelnen zu widmen, dann muß man seine Verwunderung und Bewunderung mit der Art ausdrücken, wie dort zu Werke gegangen wird. Auch der Abtransport der Verwundeten ist großartig organisiert. Innerhalb zwei Tagen nach dem Gefecht haben wir schon Leute hier gehabt. Dabei sind die Verwundeten vom Verbandsplatz erst ins Feldlazarett, dann vermutlich ins Kriegslazarett transportiert worden, wenn nicht gerade die Eisenbahnverbindung so günstig war, daß sie direkt vom Verbandplatz auf den Lazarettzug gebracht und nach Deutschland geschickt werden konnten.

Erinnerung an New York.

„Unsere Verwundeten kamen alle von östlichen Kampfplätzen, aus Biala, Wilna, Kowno, Ponewjez, Kragujevac und so fort. Da ist mir neulich eine Sache passiert, die auch bei uns drüben in Amerika interessieren wird. Ich frug einen Verwundeten, was für einem Truppenteil er angehört habe. Einem bayerischen Armeekorps. Wer war da Ihr Stabsarzt? Professor Kiliani. Unser verehrter Chirurg vom Deutschen Hospital in New York befand sich bei Kriegsausbruch bekanntlich in München bei seiner alten Mutter. Als es losging, stellte er sich sofort der Militärbehörde zur Verfügung und hat dann zuerst im Westen mitgemacht und ist dann mit durch Serbien gezogen.

„Die Operationen verteilen wir, und es hat jeder von uns seinen Anteil an dem, was uns gelungen ist. Operiert wird dreimal in der Woche. Wir werden zuweilen auch außerhalb des Lazaretts in Anspruch genommen, aber Fälle, in denen unser Eingreifen nötig wäre, sind glücklicherweise selten.

„Bei zwei von den fünf oder sechs Transporten, die wir erhalten haben, sind die Leute direkt vom Felde gekommen. Das ist uns natürlich lieber, als wenn sie erst eine Weile in anderen Lazaretten zugebracht haben. Unsere ganze Behandlung ist notgedrungener Weise eine zum größten Teil recht langwierige, auch wenn die Natur noch so sehr mithilft, und da ist es für den Arzt, wie für den Patienten von Vorteil, wenn nach einheitlicher Methode verfahren werden kann. Es läßt sich da manches vermeiden, was sonst kaum zu umgehen ist, und oft erspart rechtzeitiges, das heißt sofortiges Erkennen und Beseitigung eines Uebelstandes dem Verwundeten viel Schmerzen und viele Wochen geduldverschöpfenden Wartens und Ausharrens.

„Wie zuhause".

„Was unsere Beziehungen zu den Behörden anbelangt, so können wir andere als Worte freudigen Lobes kaum finden. Man hat uns das ganze, zum großen Teil fertig eingerichtete Lazarett zur Verfügung gestellt, man ist sogar soweit gegangen, für uns eine Ausnahme insofern zu machen, als wir alle einer Nervenbehandlung Bedürftigen hier behalten durften, während sie sonst aus sämtlichen schlesischen Lazaretten nach Breslau gesandt werden müssen. Die Militär- und Zivilbehörden sind uns in liebenswürdigster Weise entgegengekommen. Dabei muß ich auch meinen amerikanischen Kollegen, wie den Schwestern das Zeugnis ausstellen, daß sie sich ganz wunderbar in die ihnen doch so fremden militärischen Verhältnisse gefunden haben. Sie alle arbeiten — das habe ich auch bereits nach New York geschrieben — mit Enthusiasmus, Freude und Verständnis, und ihr Verhältnis zu den deutschen Diakonissinnen und Pflegerinnen ist vorzüglich!

„Ich darf sagen, daß unser Aufenthalt denen, die man unserer Fürsorge anvertraut hat, zum Segen, uns selbst zum großen Nutzen geworden ist, und wer von uns im April nach Amerika zurückkehrt, wird neben den angenehmsten Eindrücken auch eine Menge neuerworbener Kenntnisse mitnehmen.

„Nur ein einziges Mal hat es ein paar recht trübe Tage für uns gegeben, als wir unsere Schwester Emma, Frl. Duensing, verloren, die einer Blutvergiftung zum Opfer gefallen ist. Es ist ein überaus tragisches Geschick, das die so tüchtige, so arbeitsfrohe und so unermüdliche Krankenpflegerin ereilte, herübergekommen, um andere gesund zu pflegen, wurde sie selbst dahingerafft. Daß uns ihr Tod recht nahe gegangen ist, das dürfen Sie mir glauben. Es ist nichts ungeschehen geblieben, um sie zu retten, aber es war zu spät."

In der Küche.

Wir waren auf unserem Rundgang in der Küche des Lazaretts im Erdgeschoß angelangt. Aus großen, mit Ziegelsteinen ummauerten Kesseln stieg der Dampf frischgekochter Speisen. Es gab Schweinefleisch, Mohrrüben und Kartoffeln. Schwestern und Küchenpersonal waren gerade dabei, die Portionen in kleinen Waschbecken ähnlichen 16 Schüsseln zu verteilen. Und was für Portionen! „Tja, die eine Auflage genügt bei vielen unserer Leute nicht einmal", meinte Dr. Fischer. „Aber sie können haben, so viel sie wollen. Was gibt's denn heute? Schweinefleisch! Hm, das ist immer ein besonderer Leckerbissen für unsere Jungens".

Das Austeilen des Essens ging mit erstaunlicher Fixigkeit, Schwupp, plauzte ein Schöpfquelle von Mohrrüben in die Schüssel, die ging in eine zweite Hand, ein mit der Gabel — nicht mit den Fingern — aus dem zweiten Kessel hervorgeholtes Stück Schweinefleisch legte sich, mit einem Messer — gleichfalls nicht mit den Fingern — von der Gabel geschoben, malerisch-appetitlich in die Rüben, wie im Uhland'schen Gedicht das „Schweinerne" ins Kraut, weiter wanderte die Schüssel, eine Schöpfkelle voll Salzkartoffeln zu fassen, und gleich drauf verschwand der Speisenträger mit seinem mit neun dampfenden Schüsseln gefüllten Regal eiligen Fußes nach den oberen Räumen, wo hungerige Mäuler wässerig-sehnsüchtig auf den Schmaus warteten. Schweinefleisch! Das gibts selbst im Lazarett nur ein- höchstens zweimal die Woche — doch immer noch öfter als in Berlin, wo wir es fast nur noch in Form von Wurst zu sehen und zu kosten bekommen. —

Die Dollars und Dimes der Deutsch-Amerikaner haben es fertig gebracht, daß im Reservelazarett Oppeln an sechshundert Menschen sachkundige chirurgische Behandlung erhalten konnten. Noch zwei Monate werden die Mitglieder der ersten amerikanischen Aerzte-Expedition hier weilen, und während dieser Zeit wird sich, je nach den Vorgängen an der Kampffront, die Zahl noch wesentlich erhöhen. In Preußisch-Eylau, wohin die unter Leitung Dr. Kammerers stehende zweite Expedition gesandt wurde, ist die Tätigkeit der Aerzte ebenso groß und ebenso segensreich wie hier in Oppeln. Und das ist ein Resultat, auf das Deutsch-Amerika, das das Samariterwerk mit seinen Spendern ermöglicht hat, stolz zu sein ein gutes Recht hat.

Die deutschen Behörden

haben offiziell durch Dr. Fischer um

weitere amerikanische Aerzte

ersuchen lassen. Um solche senden und die jetzt drüben arbeitenden drei Expeditionen erhalten zu können, sind bedeutende Mittel erforderlich.

Beiträge

bittet man an den Schatzmeister des Amerikanischen Aerzte-Expeditions-Komitees,

Herrn Herman A. Metz

122 Hudson Str., New York,

zu senden.